

Christoph Kranich (Hrsg.)

Homosexuell als Lehrer oder Schüler

Aus autobiographischen Berichten Betroffener

»Lesbische Waldorflehrerinnen, Schwule Waldorflehrer – gibt es die?« Statistiken besagen, daß mindestens fünf Prozent der Bevölkerung, ob männlich oder weiblich, homosexuell sind, also einer von zwanzig. Ein Lehrerkollegium, das etwa zwischen 30 und 80 Menschen umfaßt, dürfte also bis zu vier »solcher« Kolleginnen und Kollegen in seinen Reihen haben. Man könnte nun meinen, daß die oben gestellte Frage völlig unerheblich ist. Wir gehen davon aus, daß jeder Mensch sein Leben in die Hand zu nehmen hat, ohne daß über das individuelle Schicksal ein moralisches Urteil zu fällen ist. Also: Jeder lebe frei, so wie er ist, will und kann ...? – Hier einige persönliche Erfahrungen Betroffener, teils als Lehrer, teils im Rückblick auf ihre Schulzeit.*

Warum ich mich (noch) nicht bekenne

Leider klafft auch an Waldorfschulen, wie überall im Leben, eine beträchtliche Lücke zwischen dem Ideal der Toleranz und der gelebten Wirklichkeit. Diese Kluft mag in verschiedenen Kollegien unterschiedlich breit sein – ein homosexueller Lehrer oder eine homosexuelle Lehrerin läuft jedoch stets Gefahr, hineinzugetappt und sich Verletzungen zuzuziehen; ich vermute, daß dieses Risiko für schwule Lehrer um einiges größer ist als für ihre lesbischen Kolleginnen. Ich arbeite seit einigen Jahren im Kollegium einer Schule, an der es nur wenig personelle Fluktuation gab. Im Laufe der Zeit lernt man die meisten Mitarbeiter mit ihren persönlichen Eigenheiten recht nah kennen; dies ist Grund für Konflikte, für intensive Zusammenarbeit, manchmal für Verwunderung, aber auch Befremdung. Auch bei meinen Kollegen blühen wie überall in der Gesellschaft liebgewordene Vorurteile weiter, die einem kalte Schau-

* Die Verfasser möchten aus den im Artikel dargestellten Gründen ihre Namen nicht veröffentlichen. Dieser Artikel entstand aus Gesprächen des Arbeitskreises „Bi-/Homosexualität und Anthroposophie“, in dem sich mehrmals jährlich interessierte Frauen und Männer zusammenfinden, die auf die eine oder andere Art in ihrem Leben mit dem Thema zu tun haben. Eine Untergruppe des Kreises beschäftigt sich speziell mit pädagogischen Fragen. Kontaktanschrift: Christoph Kranich, Nernstweg 22, 22765 Hamburg, Tel./Fax: 040-3900447.

er über den Rücken jagen können: Das beginnt beim Lamento über die wachsende Zahl von Ehescheidungen und alleinerziehender bzw. berufstätiger Mütter sowie deren mangelhafte pädagogische und allgemeinmenschliche Fähigkeiten und setzt sich in Bemerkungen über Homosexuelle wie z. B. »die Perversen, die ihre Beziehungen nun auch noch legalisieren wollen« fort. Wenn es dabei bliebe – weil ein alltägliches Phänomen –, wäre es tatsächlich nicht der Rede wert. Das Ganze ist aber doch komplizierter, denn an einer Schule gibt es ja »auch noch« die



Foto dpa

Schüler – und deren Eltern. Vor meinen Schülern dazu zu stehen, daß ich eben nicht mit einer Freundin oder Ehefrau, sondern mit einem Mann partnerschaftlich verbunden bin, wäre für mich das kleinste Problem. Ich nehme ja immer wieder ihr ehrliches menschliches Interesse und eine unvoreingenommene fragende Haltung wahr, die bestimmt ein unbefangenes sachliches Gespräch möglich machen würden. Erlebe ich hingegen, was immer wieder geschieht, daß manche Eltern in der Gerüchteküche rühren, um gegen einzelne Lehrer Stimmung zu machen, und erfahre so z. B. über drei Ecken, der Kollege K. sei wohl »vom anderen Ufer« (»Kein Wunder, daß der die Klasse nicht im Griff hat, ist halt kein richtiger Mann!«), dann muß ich Stellung beziehen. Aber nur innerlich – denn: Könnte *ich* damit umgehen, wenn mein Privatleben in dieser Weise in die Öffentlichkeit gezogen würde? Und wenn man mir gar unterstellte, mein gutes Verhältnis zu den Oberstufenschülern beruhe auf ...? Nicht auszudenken! Ganz gleich, was man tut: Wenn jemand Homosexualität negativ auslegen will, hat er die Möglichkeit dazu ...

Drei meiner Kollegen wissen, weshalb ich in einer anderen Stadt wohne, und verhalten sich ganz freundschaftlich. Auch die meisten Eltern, mit denen ich zu tun habe, wären verständnisvoll und tolerant genug, dieses Thema als völlig nebensächlich einzustufen. Was mich aber nachdenklich macht: Es sind ausgerechnet die in der Schule tonangebenden Kolleginnen und Kollegen, deren Äußerungen mich so vorsichtig machen. Ich hätte ja eigentlich nur auch mal gerne wie die neue Handarbeitskollegin im Lehrerzimmer fröhlich erzählen wollen, mit wem ich am Frühstückstisch so gelacht habe – oder nach der Trennung von meinem Partner ehrlich auf die Frage antworten dürfen, weshalb ich zwei Wochen lang krank und zwei weitere kaum ansprechbar war.

Sexualität ist nur ein Mosaikstein der Persönlichkeit

Erst seit wenigen Jahren bin ich Klassenlehrer an einer Waldorfschule. Seit einigen Wochen bin ich ein bekennender schwuler Klassenlehrer, der sowohl bei seinen Kollegen als auch bei den meisten seiner Klasseneltern Verständnis für seine manchmal schwierige Situation findet.

Anlaß für mein »Outing« (Mich-Bekennen) an einem Elternabend waren massive Vorwürfe einiger Eltern, die diese – gut vorbereitet – an diesem Abend vorbringen wollten: Ich sei pädagogisch unfähig, ich ließe mir nichts sagen und würde mich im übrigen mit den Kindern so verhalten, daß sexuelle Übergriffe zu befürchten seien. Von diesen zu erwartenden Anschuldigungen erfuhr ich durch einen wohlmeinenden Schülervater, der von den »Vorbereitungen« für den Elternabend erfahren hatte. Ich war entsetzt und ratlos. Was alles in meinem Kopf herumging, kann ich gar nicht beschreiben. Ich fühlte mich wie in einem Alptraum gefangen und hoffte, bald aufzuwachen. Die Vorwürfe betrafen mich nicht, aber sie trafen.

Die Kollegin, die ich um Hilfe bat, vermutete sofort, daß hinter der »Verschwörung« die Frage nach meiner Homosexualität stünde. Dieses Thema hatte ich in der Schule bislang nie angesprochen, weil es mir nicht wichtig erschien und mich auch niemand danach gefragt hatte. Ich führte nun ein Gespräch mit mehreren Eltern und Kollegen, um die Situation zu klären; hier konnte ich die für mich entwürdigenden und diffamierenden Unterstellungen, daß ich angeblich sexuelles Interesse an Kindern hätte, entkräften.

Zur Vorbereitung auf den Elternabend teilte ich auch der Klassenkonferenz mit, was sich in diesem Gespräch ergeben hatte. Wir überlegten gemeinsam, daß es das beste sein würde, wenn ich das Thema selbst offen anspräche.

Der Elternabend verlief nun »planmäßig«, für mich zum Guten. Mehr als drei Viertel der Eltern sprachen mir ihr Vertrauen aus; ich war ganz gerührt, denn damit hatte ich nicht gerechnet. Noch auf der Fahrt zur Schule hatte ich in Gedanken alles in Frage gestellt. In der nächsten Konferenz berichtete ich von meinem Elternabend und »outete« mich damit auch für das ganze Kollegium. Was mein Privatleben angeht, stellten sich alle Kollegen hinter mich. Zwar war es für mich ein unangenehmes Gefühl, mich mit meinem »Anders-Sein« exponieren zu müssen. Aber man verstand meine Einstellung, daß Sexualität nur eines von vielen Mosaiksteinchen einer Persönlichkeit ist, und ich habe jetzt das Gefühl, daß mich mein Kollegium so akzeptiert, wie ich bin.

Ich litt unter meiner Isolierung



Foto Lutz

Mit zwölf oder dreizehn erhielt ich keine Geburtstagseinladungen mehr. Die ersten Fragen, warum das so sein könnte, kamen mir nach dem ersten Tanzunterricht. Aufklärungsunterricht wie an anderen Schulen fand bei uns nicht statt, und meine Unsicherheit Mädchen gegenüber wuchs immer mehr.

In der Klasse wurde ich wegen meiner Neutralität und sichtlichen Unschuld bei Mädchen aufgezo-gen, ohne daß auch nur ein einziger den wahren Hintergrund geahnt hätte. Wie sehr empfand ich mich hinter einer immer höher wachsenden Wand, hilflos, alleingelassen, ohne eine Möglichkeit, zu den anderen zu gehören!

Mit achtzehn hörte ich von Klassenkameraden über ihren etwas älteren Freund das Gerücht, er sei schwul. Ich empfand meine Ahnungen als zwar widerwärtigen, aber willkommenen Reiz. Ich litt unter meiner Isolierung und versuchte, bei schlechtem Gewissen und voller Selbstmordgedanken mit allem allein fertig zu werden. Bei der Abiturfeier brachte mich der erwähnte Freund meiner Kameraden durch die Frage nach meiner Freundin zum »Auspacken«: das erste Mal, daß ich mit einem »Leidensgenossen« über meine Homosexualität sprach. Er verstand mich gut, hatte sich selbst einmal aus einem fahrenden Zug werfen wollen – seine Meinung, ich solle das Ganze viel selbstverständlicher sehen, ging mir aber zu weit, dafür fehlte mir eine klare innere Orientierung. Ich fühlte mich schmutzig, solch ein Weg konnte doch nicht lebenswert sein!

In der Schule hatte ich dementsprechend durch geistige Abwesenheit ge-glänzt; sie hatte mir keine Anregung gegeben, sondern mich mit Lehrstoff zugepflastert, der mich noch zusätzlich belastete. Hätte ich doch einen Freund, vielleicht einen Lehrer gehabt, der durch eine präzise Frage ins Schwarze getroffen – und mich aufgefangen hätte, dann hätte ich mich nicht mehr isoliert fühlen müssen.

(Thomas, 30)

Keine Probleme mit Lehrern, Mitschülern, Eltern

Das erste, was ich über »Lesben« hörte – von einer Nachbarstochter auf dem Schulweg –, war, das seien Frauen, die sich nackt zusammen ins Bett legen und gegenseitig am ganzen Körper kneifen. Damit konnte ich mich natürlich überhaupt nicht identifizieren – also war ich wohl nicht lesbisch. In der Schule gab es Sprüche wie »Heute ist Mittwoch, Tag der Schwulen und Lesbian« oder, beim Zigarettenanzünden, »Eckbrand, das gibt schwule Kinder!« Oder eine Mitschülerin wehrte die völlig harmlose Zärtlichkeit einer anderen ab mit den Worten: »Laß das, wir sind doch nicht lesbisch!«. Das alles erlebte ich etwa zwischen 13 und 15; es gab keine Möglichkeit, sich positiv »damit« zu identifizieren, all das war irgendwo zwischen lächerlich und eklig und nicht, wie ich gern sein wollte. Ich hatte keine Worte für meine Empfindungen und interpretierte sie einfach als »Freundschaft«; das höchste der Gefühle war zu sagen, sie sei meine »beste Freundin«. Ich litt aber nicht, da mir meine Verliebtheit nicht bewußt war, ich war einfach froh, wenn ich mit dieser Frau zusammen war. Quälende sexuelle Wünsche hatte ich nicht, und die Jungen reizten mich zu der Zeit durchaus.

Daß ich für Frauen mehr als Freundschaft empfinden, ja, daß ich mich sogar in eine Frau verlieben könnte, dafür öffnete mir erst eine Schulfreundin die Augen, mit der ich oft lange und intensive Gespräche führte. Sie selbst war zwar hetero, aber schon damals außerordentlich an allem interessiert, was mit der Frauenbewegung zu tun hatte. Sie steckte mich mit ihrem Feminismus an, den ich anfangs völlig ablehnte, denn ich fühlte mich ja kein bißchen unterdrückt ... Die Auseinandersetzung mit diesen Themen führte bei mir unter anderem auch zu der Erkenntnis, daß mir Frauen im Grunde meines Herzens viel mehr bedeuteten, als ich bis dahin geahnt hatte. Ohne diese Freundin hätte ich das sicherlich erst viel später bemerkt.

Probleme mit Lehrern und Mitschülern hatten wir keine, und auch mit meinen Eltern gab es keine Schwierigkeiten. Sie hielten sich bis auf eine einzige dumme Bemerkung völlig heraus. (Silvia, 35)

Es gab keine Gesprächsbasis

Mein erster Versuch mit 12 Jahren, eine Klassenkameradin zu küssen, scheiterte kläglich: Sie sah mich an, als sei ich ein Monster – und ich wich aus und verleugnete mich. Seitdem blieben alle Annäherungsversuche so dezent, daß mir jederzeit der Rückzug frei blieb – und die Gemeinte es wahrscheinlich oft gar nicht merkte. Flirten und unverbindliche Berührungen waren nie spontan, ich kontrollierte mich und andere ständig in der Hoffnung auf ein günstiges Zusammentreffen – was sich auf die Weise aber leider nie ergab.

Wenn ich mich traute, widersetzte ich mich gern den üblichen Rollenzuschreibungen, wofür ich als Mädchen prompt zurechtgewiesen wurde. Ich hatte den Eindruck, die Erwachsenen meiner Umgebung waren blind dafür und merkten nicht, worauf solche Äußerungen hindeuteten. Ich war enttäuscht – es gab keine Gesprächsbasis. Dabei suchte ich doch nur Nähe und Zärtlichkeit!

Ich hatte in der Schule den Eindruck, es sei normal, bis zum 21. Lebensjahr jedes sexuell-erotische Interesse im Unbewußten zu halten, weil »die Jugendlichen damit sowieso noch nicht verantwortlich umgehen können«. Ich war folglich irgendwie falsch eingerichtet und korrekturbedürftig. Obwohl ich äußerlich immer aktiv war, schloß ich mich innerlich ein, um nicht mit meinen Ideen und Idealen ausgelacht zu werden. Sexuelle Selbstfindung als Ziel hielt ich damals für egoistisch und moralisch abzulehnen. Stattdessen entwickelte ich ein »Verantwortungsbewußtsein«, mit dem ich mich selbst überforderte.

Ein Schlüsselerlebnis mit 30 Jahren brachte mich meinem »coming out« (meiner Selbsterkenntnis) näher: Meine Kollegen bewarfen einen Bekannten hinter seinem Rücken mit Dreck, weil er schwul war und sie befürchteten, sich bei ihm mit AIDS anzustecken. Ich wollte mich distanzieren und ihm etwas Solidarisches sagen – brachte aber kein Wort heraus und stand hilflos da. In dieser Situation wurde mir erst klar, wie sehr ich mich in der Sprachlosigkeit eingesperrt hatte und mir selbst damit schadete. Ich hatte einen Spiegel. Bis dahin hatte ich es nicht für nötig gefunden, meine Gefühle ernst zu nehmen und dafür einzutreten. (Alexandra, 37)

... etwas, worüber man nicht spricht

Neben vielen Idealen begegnete mir in der Schule oft eine abgestandene, bürgerliche, veraltete Lebensrealität. Zukunftsgerichtete, Jahrhunderte vorausweisende Ideen bildeten einen seltsamen Kontrast zu sozial rückständigen, unzeitgemäßen Lebensformen. So weit, wie etliche meiner Lehrer geistig ihrer Zeit voraus zu sein schienen, fielen sie im Sozialen hinter die sich allgemein in der Gesellschaft verbreitende Toleranz und Liberalität zurück.

Bei der Suche nach Beispielen für diese pauschale Behauptung merke ich, daß ich gar nicht so viele konkrete Erinnerungen finde. Es waren mehr Vermeidungen als Handlungen. Nie wurde etwa über »gleichgeschlechtliche Liebe« gesprochen. Wir Kinder und Jugendlichen konnten nicht lernen, daß es Liebe ohne die zwanghafte Bindung an das andere Geschlecht überhaupt geben kann. Stattdessen wurden wir den üblichen anzüglichen Lästersprüchen und Schwulenwitzen der Gleichaltrigen überlassen. Aufklärung und Bildung in sexuellen und liebesmäßigen Dingen bestand nicht in pädagogischem Handeln, sondern in Vermeiden. Erst dadurch bekam insbesondere

auch die Homosexualität einen anrühigen Beigeschmack: weil sie uns nicht als eine Form der Liebe begegnete, sondern als etwas, über das man nicht spricht. Die Erziehungspersonen ließen durch die Tabuisierung alles Geschlechtlichen – und speziell durch ihre Vorurteile gegenüber dem Gleichgeschlechtlichen – bei uns Bilder entstehen, die Angst machten. Wahrscheinlich waren sie aus der eigenen Angst der Erziehenden geboren, allerdings aus mindestens zum Teil berechtigter Angst: Homosexualität zwischen Erwachsenen war vor 1969 ein Straftatbestand; seit nun bald 30 Jahren gilt dies aber nicht mehr.

Erst Jahre später konnte ich eine homoerotische Jungenfreundschaft kennenlernen – einerseits mit Begeisterung, weil ich endlich meine Gefühle gespiegelt fand; andererseits aber auch mit Trauer, denn ich war nur Beobachter und überdies auf rege Phantasie angewiesen: Wir lasen in der Schule »Tonio Kröger« von Thomas Mann. Schade, daß der Lehrer die unterdrückte Homosexualität des berühmten Autors nicht zum Thema im Deutschunterricht gemacht hat. Das hätte mir viel geholfen. (Uwe, 44)



Foto Lutz

Zum Autor: Christoph Kranich, Dipl. Päd., geboren 1953. 13 Jahre Waldorfschule Engelberg. Pädagogisches Proseminar am Bund der Freien Waldorfschulen, Ausbildung zum Krankenpfleger am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke. Studium der Pädagogik an der Universität Hamburg (beendet mit Diplom), währenddessen Arbeit in Institutionen der Selbsthilfe-Unterstützung und Gesundheitspolitik. Gegenwärtig tätig in der Patienten- und Verbraucherberatung im Hamburg.